

In Rom sind nur die Sklaven gerannt

Müssen wir versuchen, unsere Zeit-Probleme zu lösen? Oder sollte man sich darüber besser nicht zu viele Gedanken machen? Wir befragten eine Philosophin und einen Wirtschaftspädagogen zu unserem Umgang mit der Zeit.

Seit 25 Jahren beschäftigt er sich mit der Zeit, sagt Karlheinz Geissler, der mehrere Bücher zum Thema geschrieben hat. Nach seiner Emeritierung vor zwei Jahren gründete der Münchner Wirtschaftspädagogikprofessor ein «Institut für Zeitberatung» unter dem Namen «timesandmore». Auf den Plural kommt es in diesem Fall an. Geissler ist überzeugt: Wir leben nicht in einer einzigen, sondern in einer Vielzahl von Zeiten. Er berät einzelne Menschen und ganze Gruppen, auch Betriebe oder Schulen. Im Zentrum stehe immer der individuelle Mensch mit seinen spezifischen Anlagen und Bedürfnissen, das unterscheidet seine Arbeit von der Unternehmensberatung. «Zeit ist immer etwas Persönliches», sagt Geissler.

Weil er feststellte, dass nicht alle Schüler gleichzeitig lernfähig sind, schlug er etwa einer Schule vor, morgens eine Stunde der Selbstbestimmung einzuführen. «Tagesgleitende Einschulung» nennt er das. Wer sich

schon um acht Uhr fit fühlt, kommt bereits dann, wer eine Stunde länger braucht, bis er richtig wach ist, halt erst um neun. «Es ist ganz wichtig, ein Gefühl für die eigenen Zeitmuster zu bekommen.» Für die Gesundheit, aber auch zur Vorbereitung auf die gleitende Arbeitszeit. Natürlich stelle sich dann die Frage, wie diese Stunde, in der immer wieder jemand zur Tür hereinkomme, produktiv gestaltet werden könne. Auch hierbei kann die Schule auf Geisslers Rat zählen.

Im Takt der Maschinen

Das Beispiel zeigt aber auch: Ohne einen gemeinsamen Takt gäbe es keine Gemeinschaft, ohne die Uhr würden die Einrichtungen der Zivilisation nicht funktionieren, die auf Koordination und Synchronisation basieren. Doch sich ganz von der Maschine den Takt vorgeben zu lassen, kann zu ökonomischen und gesundheitlichen Problemen führen. Der englische Maler William Turner habe das im 19. Jahr-

hundert bereits sehr klar gesehen, sagt Geissler, und auf seinen Bildern die Dynamik der modernen Beschleunigungen festgehalten. Einen gesünderen Umgang mit der Zeit könnten wir von der Antike lernen, ist Geissler überzeugt: «In Rom waren die Sklaven daran erkennbar, dass sie gerannt sind. Kein Bürger von Rom ist gerannt. Die Beschleunigung galt als etwas Entwürdigendes.»

Früher, als die Zeit am Himmel und nicht an der Uhr abgelesen wurde, sei das Gefühl für die eigene Zeit noch vorhanden gewesen – etwas, das wir heute wieder lernen müssten. «Die Zeit ist abstrakt geworden und rein quantitativ.» Als Wirtschaftspädagoge sitze er gleichsam «auf dem Zaun», meint Geissler: «In der Wirtschaft geht es darum, Zeit zu gewinnen, in der Pädagogik darum, Zeit intelligent zu verlieren.»

Erfüllte Zeit

Wie für Geissler gibt es auch für die Zürcher Philosophin Ursula Pia Jauch im Grunde keine objektive Zeit. Und auch darin sind sie sich einig: Unser Umgang mit der Zeit hat pathologische Züge. Dennoch setzt die Philosophin andere Akzente: Sie plädiert

nicht dafür, die Zeit optimal zu nutzen, sondern sie zu vergessen. Die erfüllte, mit einer sinnvollen Tätigkeit verbrachte Zeit vertreibt das Gespenst der zur Neige gehenden Zeit-Reserven. Das weiss sie aus eigener Erfahrung: Sie erlebt es immer dann, wenn sie sich ins wissenschaftliche Arbeiten vertieft. Manche Dinge brauchen auch ganz einfach Zeit. So musste sie zu Hause noch etwas im Garten erledigen und bat deshalb den Journalisten per Mail, eine Stunde später anzurufen.

Wie der Wirtschaftspädagoge blickt auch die Philosophin in die Antike zurück. Bei den Griechen sei zwar der Zeitbegriff erstmals aufgekommen. Doch sei das Leben des Einzelnen davon nicht tangiert worden: «Damals hatte der Mensch nicht seine eigene Zeit. Er richtete sich nach den Zeitrhythmen, die ihm die Lebenswelt anbot.» In den Epen Homers könne man das sehr schön sehen. «Die <Odyssee> scheint ewig zu dauern. Und nirgends hat man den Eindruck, die Menschen seien unter Zeitdruck.» Das änderte sich erst, als im 14. Jahrhundert die Uhren aufkamen. Seither wurde der Mensch immer mehr ein Sklave der Möglichkeit, die Zeit zu messen. «Es bringt uns wieder näher an die Mu-

sikalität des Lebens, wenn man nicht ständig auf die Uhr schaut.» So formuliert Ursula Pia Jauch ihre These. Neben «chronos» verfügten die Griechen über den Begriff des «kairos», des günstigen Augenblicks. «Wenn etwas stimmt und richtig ist, findet es auch zum richtigen Zeitpunkt statt», erklärt die Philosophin. «Diesen Moment kann man nicht herbeizwingen, er ergibt sich.» Stattdessen würden wir heute die Zeit wie ein Eigentum behandeln. An diesem Punkt ist das Thema Zeit mit dem Glück verknüpft.

Zeit und Glück

Als sehr nützlich empfindet Ursula Pia Jauch die Einführung von zweierlei «Zeitzone»: In der einen muss man sich anpassen, in der anderen, individuelleren klinkt man sich aus. «Man wird nicht umso glücklicher, je mehr Zeit man hat. Sondern indem man aufhört, ständig Gewinn und Verlust gegeneinander aufzurechnen.»

HELMUT DWORSCHAK

Lesetipps

Homer: Odyssee. – Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. München, 1956. – Gerhard Dohrn-van Rossum: Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnungen. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1995.

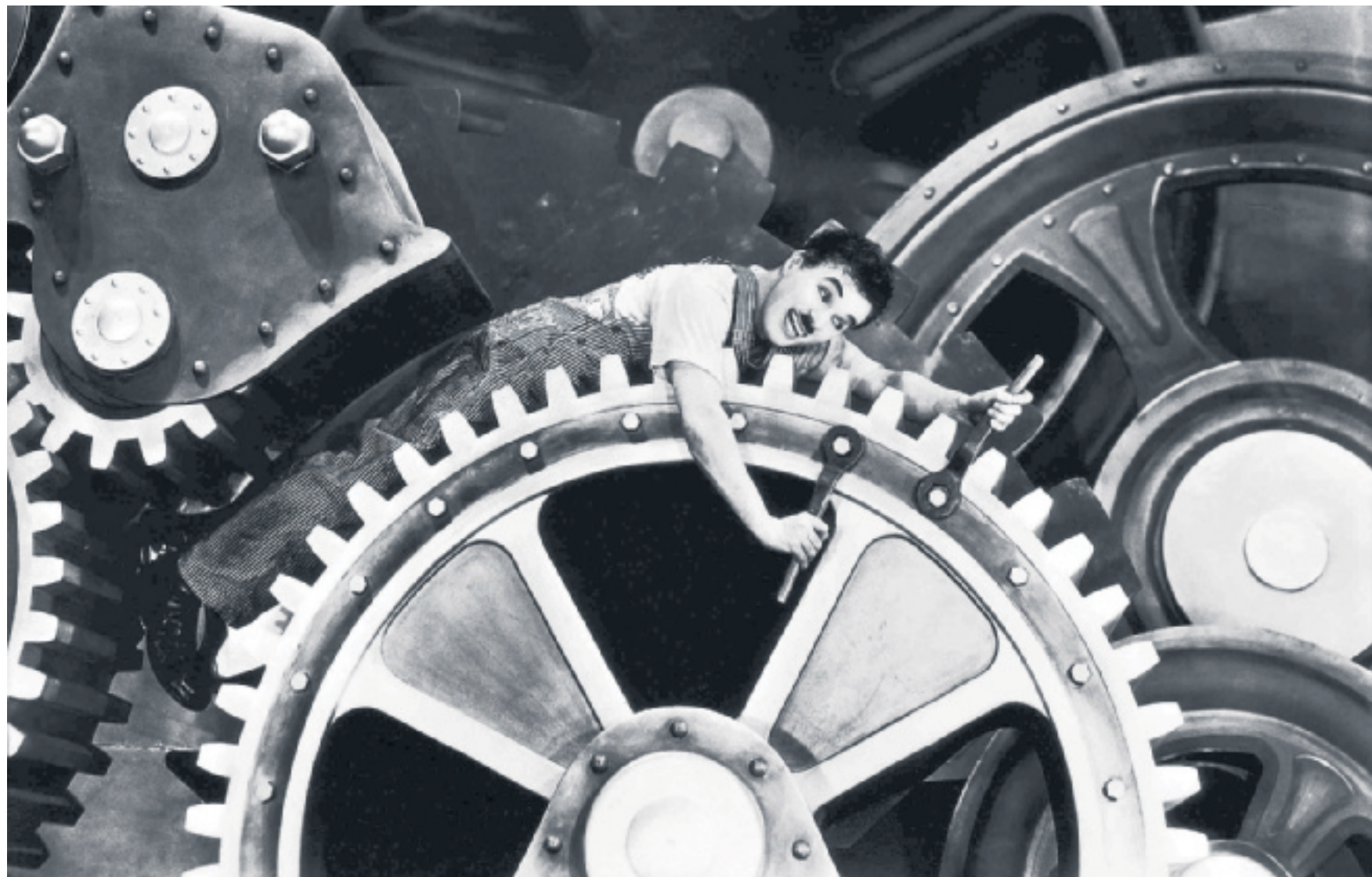
DIE ZEIT AUS SICHT DER PHILOSOPHIE

Solange ihn niemand frage, wisse er, was Zeit sei, sobald er aber darüber Auskunft geben müsse, wisse er es nicht. So pointiert äusserte sich bereits der christliche Philosoph und Theologe Augustinus (354–430). Die Unergründlichkeit der Zeit hat natürlich das Reden und Schreiben darüber nicht verhindert, im Gegenteil. Und weil das Phänomen im Laufe der Jahrhunderte zwar sein Gesicht geändert hat, im Kern aber dasselbe geblieben ist, können wir uns heute auch mit Menschen aus längst vergangenen Epochen darüber verständigen.

Zu Beginn des Symposiums im Zentrum am Obertor über die «Kunst im Umgang mit der Zeit» stellt der 1944 geborene Münchner Wirtschaftspädagoge **Karlheinz A. Geissler** vergangene Zeitvorstellungen vor. Darauf macht sich der 1953 geborene Berliner Philosoph **Wilhelm Schmid** Gedanken über einen bewussten Gebrauch der Zeit. Und nach der Mittagspause plädiert die Zürcher Philosophin **Ursula Pia Jauch** für eine Entdramatisierung: Zeit sei «auch nur ein Wort», lautet ihre These. Im Anschluss finden vertiefende Gespräche statt. (dwo)

Symposium zurzeit

Samstag, 6. Juni, 9.00 bis 16.30 Uhr, Zentrum am Obertor, Winterthur. Anmeldung: Tel. 052 213 88 88 oder zentrum@obertor.ch. Preis: Fr. 140.–.



Ein Räderwerk, das nie Pause macht. Für seinen Film «Modern Times» von 1936 erfand Charlie Chaplin Bilder, deren symbolische Kraft bis heute unübertroffen ist. Bild: pd

Das Symptom, eine Brücke aus der Gegenwart in die Vergangenheit

Unser Zeitverständnis ist heute nicht zuletzt von den Medien geprägt. In ihnen schreibt die Aktualität den Takt vor. Dazu kommen lokale «Meldungen», die eine Reaktion erfordern, elektronisch übermittelt via Handy, Mail und SMS, und zwar nicht nur täglich oder stündlich, sondern jederzeit. Hier herrscht jene «permanente Gegenwärtigkeit», von der die Schriftstellerin Ruth Schweikert an den Solothurner Literaturtagen in Bezug auf das Internet sprach. Die Achse der Aktualität, auf der ein Event den andern jagt, ist die lineare Zeit. Sie schreitet schnell voran und ist daher immer ein knappes Gut, so knapp wie das Geld. Daneben gibt es auch zyklische, das heisst wiederkehrende Zeiten wie zum Beispiel die Wochen- und die Feiertage.

Im Grunde erstreckt sich die lineare Zeit über die drei Dimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In einer Depression kann es sein, dass sie auf eine einzige zusam-

menschumpft. Wie gebannt starrt der Melancholiker auf das ständige Verrinnen der Zeit. Auch wer von einem Ort zum nächsten hetzt, komprimiert die Zeit – «les extrêmes se touchent». In besonderen Momenten können sich lineare und zyklische Zeit überkreuzen und gegenseitig durchdringen. Die Enge der dicht gedrängten linearen Zeitenfolge öffnet sich dann und bekommt so etwas wie Tiefe. Das ist im musikalischen Zitat der Fall, wenn ein Song aus der Jetztzeit an einen älteren erinnert und ihn wieder gegenwärtig erscheinen lässt.

Erlebte Zeiten

Eine ähnliche Verschränkung der Zeiten weist in der psychoanalytischen Deutung das neurotische Symptom auf, die Zwangshandlung, die regelmässig wiederkehrende Angst, die ihre Ursachen in weit zurückliegenden Erlebnissen hat. Hier ziehen sich, wie der Basler Psychiater und Psychoanalytiker Christian Kläui es

ausdrückt, «zwei Zeiten zusammen, es ist wie eine Brücke über den Graben von Gegenwart und Vergangenheit». Bei beiden Zeiten handelt es sich hier um innere, erlebte Zeiten, nicht um physikalisch messbare – um Vorstellungen, die aus jener Zeit in die Jetztzeit hineinwirken. Es ist die Aufgabe des Analytikers, dieses Zusammentreffen verschiedener Zeiten für den «Analysanten», wie Kläui den Patienten nach Lacan nennt, erfahrbar zu machen. Auf diese Weise entstehe ein neuer Zugang zur «verlorenen Vorzeit». Darin hat etwa die Beziehung zu den Eltern eine entscheidende Rolle gespielt.

In seinem Buch «Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis» nähert sich Kläui dem Geschehen in einer auf Freud und Lacan basierenden Psychoanalyse an. Weil er sich nicht hinter Fachterminologie verbarrakadiert, gelingt es ihm, in seinem sowohl für Experten wie für Laien interessanten Buch nahe an der

Praxis und zugleich allgemein verständlich zu bleiben. Dabei streift er immer wieder den Punkt, an dem der analytische Diskurs über sich hinaus auf philosophische Fragestellungen verweist. Auf die aktuelle Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse, deren Sprache aufgrund ihrer Gebundenheit an Metaphern leicht in «Irrationalismusverdacht» gerate, antwortet Kläui, indem er sie um den Begriff der Erfahrung zentriert und mit dem italienischen Historiker Carlo Ginzburg zur Anwältin des Individuellen macht, das in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis der Verallgemeinerung zum Opfer fällt.

Das wünschende Wesen

Der Mensch, könnte man sagen, ist ein Wesen, das lernen muss, mit seinen Wünschen umzugehen. Besonders gut gelingt Kläui, der immer wieder beide Positionen, die des Analytikers wie die des Analysanten, einnimmt, die Schilderung des Endes

einer Therapie. Im günstigen Fall sei der Schluss ein Akt, für den es dann Zeit sei, wenn «ich die Erwartungen, die ich in meinen Therapeuten oder Analytiker gesetzt habe, aufgeben kann». Anstelle des Wunsches nach Anerkennung trete dann eine Deutung meiner Selbstbilder und Identifikationen. «Ich habe einen Weg beschritten, der mich von dem Wissen, das ich beim Analytiker suchte, zu einer Wahrheit, die ich bei mir finde, geführt hat.»

HELMUT DWORSCHAK

Zeit in der Psychoanalyse

Buch: Christian Kläui: Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis. Verlag Hans Huber, Bern 2008. 240 Seiten, Fr. 34.90.
Lesung und Diskussion: Fr. 5. Juni, 20.30 Uhr, Buchhandlung am Helvetiaplatz, Stauffacherstrasse 60, Zürich.
Tagung: Ist die Analyse «eine unendliche Aufgabe», wie Freud meinte? Im Rahmen der Tagung «Zeit und Ende der Analyse» des Psychoanalytischen Seminars Zürich (PSZ) spricht Christian Kläui über «Normalität und Ende der Analyse» und Martin Kuster über das «weitgehende Fehlen der Zukünftigen bei Freud». Samstag, 6. Juni, 10.00 bis 15.30 Uhr, Zentrum Karl der Grosse, Kirchgasse 14, Zürich. Kosten: Fr. 125.–.